



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Berg, W.: Anastasius Grün : ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr  
seines Geburtstages : (Fortsetzung)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

im Geiste zwischen Burckhardts Zeilen einzuschieben und zu vergleichen, wo er richtig prophezeit und wo er geirrt hat. Wie viele Gedanken stehn auch auf diesen Blättern schon verzeichnet, die viel später als großartige Entdeckungen in die Welt hinausposaunt worden sind, mit denen später ganze Bände gefüllt wurden. Für den Geschichtskundigen ist es ein herrliches Gefühl, sich von dem Schwunge Burckhardtscher Gedanken hinauftragen zu lassen zu den beglückenden Höhen reiner und — soweit es dem Menschen möglich ist — tendenzfreier Anschauung des Geschehenen, für den Freund edler deutscher Sprache ist es kaum ein geringerer Genuß, Burckhardts eindrucksvoller, oft malerisch anschaulicher Redeweise zu lauschen. Ein Beispiel davon für viele: um verständlich zu machen, wie eine große Persönlichkeit in mehrfachen Sinne idealisiert werden kann, so Karl der Große als Held, Fürst und Heiliger, sagt er: „Wir sehen zwischen Tannen des hohen Jura hindurch in weiter Ferne einen berühmten Gipfel mit ewigem Schnee; er wird freilich zugleich von vielen andern Orten aus in andrer Art gesehen, durch Weinlauben, durch enge Hallengassen Oberitaliens; er ist und bleibt aber derselbe Montblanc.“



## Anastafius Grün

Ein Gedenkblatt zur hundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von W. Berg

(Fortsetzung)



aß Jahr 1860 brachte wieder einen Wendepunkt in seinem äußern Leben. Der Staatsmann verdrängte wieder den Dichter, seitdem das Ministerium Bach 1859 gestürzt war, und Oesterreich wieder in konstitutionelle Bahnen einlenkte. Der Kaiser berief ihn nämlich als „zeitliches Mitglied“ in den „Verstärkten Reichsrat.“ In die dort herrschende bureaukratisch-feudal-ultramontane Atmosphäre brachte Graf Auersperg Leben und Bewegung. Man war dort verblüfft über die Art seines Auftretens; eine so kräftige, mannhafte Sprache, die jede behutsame Leisetreterei verschmähte, hatte man bis dahin dort noch nicht vernommen. Als man zum Beispiel über die Vorrechte der privilegierten Klassen verhandelte, rief Auersperg aus: „Was ist Geschichte? Sie ist das kondensirte, in die Ferne gerückte und zur Anschauung gebrachte Bild des Lebens. So wie das Leben fortgeht und nicht endet, so geht auch die Geschichte fort und endet nicht.“ Also auch hier wieder der evolutionistische Gedanke. In derselben Sitzung strebte er, indem er eifrig für die „Freiheit Ungarns“ und für die Rechte der Länder unter der Stephanskronen sprach, die Versöhnung an. Aber schon im nächsten Jahre sah er sich durch die ungarischen Gelüste genötigt, eine politisch-historische Schrift: „Die ungarische Bewegung

und unsre Pflicht“ zu veröffentlichen, in der er den österreichischen Reichsstandpunkt vertrat. Und als die Ungarn das Wahrzeichen des Kaisertums in Ofen, den steinernen Adler, zertrümmert hatten, da rief er aus: „In dem Moment, als dieser steinerne Kaiseraar fiel, welcher das Herzschild Ungarns an der Brust trug — in diesem Momente wurde mit dem kaiserlichen Adler auch zugleich das ungarische Wappen zertrümmert. Ich möchte darin ein Symbol und Omen sehen, ein Zeichen, daß in dem Moment, wo Österreich fällt, auch Ungarn fällt, und zwar durch denselben Schlag.“ Wie der Staatsmann, so trat auch der Dichter für den Gedanken der Reichseinheit ein, indem er dem vielsprachigen Völkergemisch seines Vaterlandes bei Gelegenheit der Bestattung Kadetzky's zurief:

Seid einig. Daß sich keins in Hochmut überhebe!  
 Der Stärkste ist zu schwach, daß er vereinsamt lebe.  
 Schlicht ordne sich und treu ins Ganze jeder Teil!  
 So blüht aus Demut selbst dem Kleinsten stolze Größe,  
 Wenn Kraft die Schwäche schirmt und Überfluß die Blöße,  
 Die Bunttheit wird zum Schmuck, die Vielheit euch zum Heil!

Seid Eins in dem Beruf, dem unvergänglich schönen,  
 Die Freiheit mit dem Recht der Sitte zu versöhnen,  
 Der Zukunft Korn zu streuen in kaum gepflügte Bahn!  
 Von Sternen seid ein Bund, das ganze Reich umspann' er!  
 Vielfarbigen Lichts ein Kern, ein einzig Sternbanner!  
 Kein schönres glänzte dann selbst überm Dzean.

Im Jahre 1861 sprach der liberale Politiker mitten in dem feudalen Kreise mit Gründlichkeit und schneidender Schärfe für die Auflösung des alten Lehnsverbandes. „Was ist zu konservieren? führte er aus. Nicht das alte, morsche Bauwerk, sondern das Leben, welches sich ringsum angesiedelt hat. Es ist eine Aufgabe der erhebensten Art, gewissermaßen der Richter in eigener Sache zu sein und doch das Recht und Interesse der Gesamtheit mit Hingebung und politischem Seherblick zu wahren. Die neue Zeit pocht an unsre Pforte, und dieses Gesetz ist die Anfrage, ob wir auf dem feudalen Boden verharren, oder ob wir auf dem Boden der Neuzeit mitbauen wollen.“

Was der Staatsmann Graf Auersperg sprach, das vertrat der Dichter Anastasius Grün, und umgekehrt hat auch der Staatsmann dem Dichter nie im Wege gestanden. Das schließt natürlich nicht aus, daß der Staatsmann in der realen Welt, die ihn umgab, zugriff und sich auch sozusagen Abschlagszahlungen gefallen ließ, andererseits aber auch nicht, daß der Dichter in seiner erträumten Welt den fernsten und idealsten Zielen nachtrachtete. In der Gesinnung waren sich der Staatsmann und der Dichter immer einig; der eine ist vom andern nicht zu trennen. Ein paar Beispiele mögen dieses Verhältnis beleuchten. Wie der Politiker Graf Auersperg den alten feudalen Lehnsverband bekämpfte, so sang der Dichter Anastasius Grün am Schlusse des Gedichts „Zinsvögel“:

Dies Lieblein, in blühenden Hagen  
Sangs einer vom Falkengeschlecht,  
Hat oft von den Erntewagen  
Sein Futter sich heimgetragen,  
Weiß Gott, es schmeckt ihm nicht recht.

Und wenn der Politiker 1862 erklärte: „Ich bin ein Idealist, d. h. einer, der das Gute anstrebt, also ein Anhänger der Pressfreiheit,“ und ferner: „Wie das Eisen das materielle Leben der Jetztzeit, so beherrscht die Arbeit des Gedankens das geistige Leben der Gegenwart, und die Leichtigkeit, womit heutzutage Ideen in dieser oder jener Form ins Volk gebracht werden können, spottet der unmächtigen Einengung durch tote Paragraphen“ — so stieß der Poet in dasselbe Horn, wenn er von den Häschern der Zensur sang:

Die da lauern auf Gedanken, wie im Forst der Wilddieb lauscht,  
Ob kein Hirsch, kein allzufreier, arglos durch die Büsche rauscht.

Der Staatsmann dachte eben wie der Dichter, und umgekehrt der Dichter wie der Staatsmann.

Übrigens hatte ihn der krainische Großgrundbesitz seit 1861 auch wieder als Abgeordneten in den krainischen Landtag gewählt, wo er als der gründlichste Kenner des verzwickten Steuersystems galt. Im Jahre 1863 erhielt er den Geheimrathstitel und das Prädikat Excellenz. Aber er blieb gesinnt, wie er war. Das zeigte sich 1864 im Januar, wo er wieder, wie so oft, in der schärfsten Tonart gegen die Schutztruppe des Konkordats, besonders gegen den Grafen Thun und den Cardinal Rauscher zu Felde zog und die Notwendigkeit einer Durchsicht hervorhob. Damals sagte er unter anderm: „Man kann die Freiheit nicht vom Rechtsbegriff trennen, und man kann die Freiheit lieben, ohne mit seinem Adel oder mit der Religion in Widerspruch zu geraten.“ — Herzerfrischend ist auch die Art, mit der er in demselben Jahre die slowenischen Gelüste abfertigte. Die Slowenen hatten die Nationalitätsfahne zum Kampfe gegen das Deutschtum entfaltet und sich sogar zu der unsinnigen Forderung verstiegen, die deutschen Schulen und Beamten, ja das deutsche Theater müßten abgeschafft werden. Da kam Auerperg in die Landstube, mit zwei Büchern unterm Arm, und sagte: „Das ist die ganze slowenische Literatur!“ Es waren die Bibelübersetzung vom Primus Truber aus der Reformationszeit und die Gedichte Preslens, dessen Unterricht der Graf im Klincowströmschen Institut genossen hatte. Und wie der Politiker in lapidarem Stil den lächerlichen Dünkel des „interessanten“ Nationchens gekennzeichnet hatte, so hieb der Dichter in dieselbe Kerbe:

Deutsch sein heißt: offne Freundesarme  
Für alle Menschen ausgespannt,  
Im Herzen doch die ewigwarne,  
Die einzge Liebe: Vaterland!

Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,  
Gedanken jän, nach Sternen spähn  
Und Blumen ziehn, doch stets in Waffen  
Für das bedrohte Eigen stehn!

Und das war doppelt rühmlich, weil vom österreichischen Adel so mancher den Tschechen, Magyaren und andern zuliebe sein Deutschtum preisgab. Graf Auersperg aber war und blieb immer deutschnational gesinnt. Er spricht sich selbst darüber aus in einem Briefe an Bauernfeld vom 3. Februar 1849 (Nord und Süd, Septemberheft 1877, S. 390): „Ich will nicht chemisch analysieren, wieviel Tropfen slawischen Bluts allenfalls in meinen Adern rollen, aber das weiß ich, daß mein Herz ganz deutsch ist, und daß es ein Vaterland des Herzens, eine geistige Heimat der Liebe und Dankbarkeit gibt, und eine solche ist für mich Deutschland.“

Nach dem Unglück von 1866 berief der Kaiser den Grafen unter dem Ministerium Schmerling zum lebenslänglichen Mitgliede des Herrenhauses, eine Auszeichnung, die übrigens auch Grillparzer als hohem Siebziger zuteil wurde. Aus dem krainischen Landtage war Auersperg wegen der slowenischen Majorisierung ausgeschlossen, dafür war er aber seit 1867 im steiermärkischen Landtage. In beiden parlamentarischen Körperschaften entfaltete er nun eine geradezu glanzvolle Tätigkeit. Von 1867 an war er zum Beispiel der einstimmig gewählte, beständige Verfasser und Verteidiger der sogenannten „Adressen“ an die Krone, d. h. der Antwortadressen auf die Thronreden. Es sind schwungvolle politische Aktenstücke, die einen bleibenden Wert haben. Sie behandeln zum Beispiel die Abwehr der Siftierungspolitik, die Dezemberverfassung, die Verantwortlichkeit der Minister u. a. Graf Auersperg hatte eine ganz einzige Stellung im Herrenhause, wie nur eben er sie dort einnehmen konnte: er war der Volksmann im besten Sinne des Wortes, der Vermittler zwischen den Pairs und dem Volke. Diese Stellung befriedigte ihn vollkommen; eine höhere, zum Beispiel das Ministerportefeuille, das ihm in der kritischen Zeit angeboten wurde, lehnte er mit Entschiedenheit ab. Auch in dieser Mitgliedschaft des Herrenhauses zeigte er sich, wie schon früher, als der alte eifrige Kämpfer gegen das Konkordat, und als der Sturm von Petitionen gegen die kirchliche Reaktion losbrach, wählte man ihn zum Berichterstatter der Kommission. Damals rief er das zündende Wort in die Lande: „Gedrucktes Kanossa!“ Stürmischen Beifall erntete er auch, als 1868 über die konfessionellen Gesetze über Schule und Ehe verhandelt wurde. Auch da hielt er die Freiheitsfahne hoch. In inhaltreicher, warmherziger und männlich offener Rede riß er die Majorität auf seine Seite. „Schule und Ehe sind des Staats, nicht der Kirche! Freiheit ist nicht Genuß, sondern Arbeit, unausgesetzte Arbeit an den großen Kulturaufgaben des modernen Staates. Nicht dem Dasein des Staates allein gilt der staatsrechtliche Kampf.“ Auch später noch, 1871, erwarb er sich das Verdienst, erfolgreiche Verwahrung eingelegt zu haben gegen die slawenfreundliche und ultramontane Politik des Ministeriums Hohenwart.

In der Tat, Graf Auersperg war ein hervorragender Politiker; er war nicht das, was man gemeinhin einen Parteimann nennt, sondern er hatte immer einen höhern Standpunkt. Nicht bloß negieren, sondern entwickeln auf dem Grunde des geschichtlich Gegebenen, das war sein Ziel. Das Herrenhaus hat ihm viel zu danken, und mit Recht hängt dort sein Bildnis von der Meister-

hand Angelis. Bis ans Ende seines Lebens war er politisch und dichterisch ungemein tätig. Am 11. April 1876 war ein bedeutungsreicher, aber auch verhängnisvoller Tag für ihn: das Jubelfest seines siebenzigsten Geburtstags. Die akademische Jugend begann mit den Feiern schon Wochen vorher. Schon seit zwölf Jahren war Graf Auerberg Ehrendoktor der philosophischen Fakultät der Universität Graz. Und nun brach eine Sturmflut von Briefen, Adressen, Drahtgrüßen und Kundgebungen aller Art herein. Auf alle antwortete der greise Jubilar selbst, tief ergriffen, in größter Bescheidenheit. Am Festtage selbst drängten sich in der Wohnung des Gefeierten die Abordnungen. Wohl nie ist ein Dichter in seinem Leben so herzlich gefeiert worden wie Anastasius Grün. Aber das Übermaß der Huldigungen war für die reizbaren Nerven zu viel. Am 7. April, also vier Tage vor dem eigentlichen Feste, schrieb er einem Freunde: „Ich bin fast halbtot; seit circa drei Wochen lebe ich eigentlich nicht mehr, ich bin nur eine Art Mechanismus, eine Spezies von Spielbause, welche das große Grundthema »Dank« in hunderterlei Variationen zu modulieren hat.“ Wie Antäus in der hellenischen Sage wollte er neue Lebenskraft suchen in der Berührung mit dem Boden der Heimat. Er ging nach Beldes, an seinen geliebten See. Als am 15. August seine Gattin und sein Sohn zu den Festspielen nach Bayreuth reisten, gab er ihnen nur ein Stück weit das Geleit, denn er fühlte sich den Anstrengungen in Bayreuth nicht gewachsen. Dann reiste er nach Hall am See. Da er sich aber leidend fühlte, begab er sich nach München, um dort mit seiner Familie zusammenzutreffen. Eine Erkältung, die er sich beim Besuch einer Kunstausstellung zugezogen hatte, verschlimmerte seinen Zustand. Von innerer Unruhe getrieben, fuhr er zurück in die Heimat, zunächst nach Graz. Von da wollte er nach Thurn am Hart reisen, aber es kam nicht mehr dazu. Als man ihn Morgens nach seinem Wunsche wecken wollte, fand man ihn bewegungslos im Bett; ein Gehirnschlag hatte ihn getroffen. Es wurde eine rechtsseitige Lähmung festgestellt. Allmählich kehrte die Sprache wieder; aber der Kranke vermochte nur wenig und mit großer Anstrengung zu reden. Seine nähere Umgebung erkannte er deutlich. „Ich möchte leben,“ sagte er vernehmlich. Mehrfach sprach er auch die Worte: „Nicht fertig, nicht fertig!“ Das bezog sich auf seine noch des Abschlusses harrenden literarischen Arbeiten. Er hatte sich zuletzt noch mit der Durchsicht seiner Gedichtsammlung „In der Veranda“ beschäftigt. Auch hatte er einen neuen Roman nach Art des „Pfaffen vom Rahlenberge“ im Kopfe fertig; der Titel sollte sein: „Friedrich mit der leeren Tasche und Johann XXIII.“ Aber der Tod ließ ihm keine Zeit mehr. Am 12. September, kurz vor vier Uhr Nachmittags, erlöste er ihn aus der qualvollen Agonie. Und nun wiederholte sich die Kundgebung der herzlichsten Teilnahme, die ihm Oesterreich und die ganze gebildete Welt vor einem halben Jahre erwiesen hatten, in überaus reichem Maße. Am 15. September fand die ergreifende Totenfeier in Graz statt. Die Leiche fand eine vorläufige Ruhestätte in einer offenen Kapelle an der Chorseite der Pfarrkirche des Dorfes Haselbach bei Thurn am Hart. Ein Jahr später wurde sie in dem prachtvollen Mausoleum beigesetzt, das ihm die Liebe der Gattin in Thurn am Hart hatte errichten lassen. Dort steht in der

Rotunde die treffliche, lebensgroße Büste des Unvergeßlichen. Ein andres Denkmal besitzt seit 1886 die Stadt Laibach. Schöner freilich ist das, das sich der allezeit Edle selbst in seinem letzten Willen gesetzt hat: „Alle meine einkommnen Honorare gehn an die Wissenschaft zurück. Die Zinsen von 30000 fl. Konventionsmünze werden zu vier Stipendien für arme, hoffnungsvolle Jünglinge, zwei aus Krain, zwei aus Steiermark, verwendet. Auch was ferner für meine Schriften an Honorar einkommt, erhält dieselbe Bestimmung, immer ein Stipendium für Krain, das folgende für Steiermark. Meine Lieder dem Volke, der Ertrag dem Talent!“ (Seine gesammelten Werke sind von L. A. Frankl herausgegeben worden, fünf Bände. Berlin, 1877, Grote.)

Und nun wenden wir uns der Würdigung seines dichterischen Schaffens zu. Die Anfänge liegen schon in der unfertigen Jünglingszeit. Denn schon in dem neunzehnjährigen Studenten regte sich der Poet, der bald an die Spitze der Freiheitskämpfer treten sollte. Sein erstes Gedicht, mit dem er an die Öffentlichkeit trat, führt den Titel: „Der Wahn“ und ist am 10. März 1825 unter dem allerdings sehr durchsichtigen Decknamen Anton Alexander Bergenaus in Bäuerles Theaterzeitung erschienen. Dieselbe Zeitung brachte in demselben Jahre noch mehrere Gedichte, andre fanden auch noch in den beiden nächsten Jahren Aufnahme in Gräffers Philomele, im Dresdner Merkur und in Hornmayers Archiv. Bald vertauschte der junge Dichter den „Bergenaus“ mit dem bedeutungsvollen Dichternamen Anastasius Grün. Damit hat er kurz und scharf die Richtung seiner Poesie bezeichnet, indem er die Auferstehung — denn Anastasius ist der Auferstandne — mit dem Symbol der Hoffnung verband. Sein ganzes Dichten verklärt in mannigfachen Abwechslungen immer den einen Gedanken, daß aus den Trümmern der Vergangenheit ein neues Leben blühen werde.

Die nächsten Werke des jungen Dichters verrieten zuvörderst noch nicht, daß er vom Geiste der Julirevolution ergriffen war. Denn gerade in dieser politisch so erregten Zeit erschien die erste, ganz unpolitische Sammlung von Gedichten, die Anastasius Grün schon seit fünf Jahren vorbereitet und seiner Mutter gewidmet hatte, unter dem Titel: „Blätter der Liebe.“ Sie war nach Form und Inhalt nicht besonders bemerkenswert. Unmittelbarkeit und Innigkeit des Gefühls fehlen, und nur allzu oft stört die nüchterne Allegorie. Nur einzelne Stücke zeigen die dichterische Begabung, zum Beispiel „Mannestreu.“ Die meisten aber, die doch schlichte, einfache, leichtgeschürzte Lieder sein sollen, leiden unter einer allzu reichen Fülle von schweren Bildern und Gedanken. Dieser Fehler gab auch Grillparzer Veranlassung, dem jungen Dichter in einem bößlaunigen Epigramm den Vorwurf zu machen, er verstehe wohl zu „bildern,“ aber nicht zu „bilden.“ Grillparzer dachte dabei wohl weniger an das zuweilen herbeigezwungne und sich in den Gedankenzusammenhang nicht leicht einfügende Bild, als vielmehr an den Fehler, daß nicht eben selten ein Bild in das andre ohne Vermittlung übergeht, daß es sich also, während der Sinn noch damit beschäftigt ist, sofort in ein zweites Gleichnis hinüberspinnt. Auch in seinen spätern Werken hat Grün diesen Fehler nicht zu vermeiden vermocht. Auf dem Reichtum und der zum Teil wundervollen

Schönheit seiner Bilder beruht der große Erfolg seiner Dichtungen nicht zum wenigsten. Anastafius Grün ist geradezu unerschöpflich in der Auffindung von Gleichnissen und Zügen der Verwandtschaft auf allen Gebieten des Lebens in der Natur und der Geschichte. Mit wunderbarer Bilderfülle vermittelt er glänzend und energisch den Gedankengang seiner Dichtung der Einbildungskraft; er schmeichelt ihn dem Leser oder Hörer förmlich ein. Aber er wußte, abgesehen von den Dichtungen geringern Umfangs, der Gefahr nicht aus dem Wege zu gehn, die dadurch der dichterischen Einheit drohte. Der Dichter, der eben ein Bild ergriffen hat, vergißt über dessen Ausmalung den ersten Gedanken und läßt sich zu einer neuen bildlichen Wendung anregen. Ein Beispiel für die fehlerhafte Häufung von Gleichnissen möge hier stehn. Die hervorragende Stellung der Fürstensöhne im Leben schildert der Dichter im „Letzten Ritter“ wie folgt:

Wie herrlich, Fürstensöhne, steht ihr im Leben da!  
 Vom Hoffnungsstrahl wird trunken, wer euch ins Auge sah;  
 Die stolze Morgenröte ist euer glänzend Bild,  
 Wenn sie das goldne Frührot verschleiern noch umquillt.  
 Ein Lenz seid ihr voll Blüten, in Knospen noch gewiegt,  
 Ein Himmel voller Sterne, noch vom Gewölk umschmiegt,  
 Ein Meer seid ihr voll Perlen, bedeckt von Flutennacht,  
 Ein Bild von Diamanten, verborgen noch im Schacht.

An den einzelnen Bildern ist nichts auszusetzen; sie sind sogar schön, aber ihre Häufung ermüdet die Phantasie. Julian Schmidt (Geschichte der deutschen Literatur seit Lessings Tode, Bd. 3, S. 89) vergleicht Anastafius Grün in Rücksicht auf die Behandlung des Bildes mit Schiller meist in glücklicher Weise. Während sich Schiller willenlos in sein Bild zu verlieren scheine, sei es doch immer der leitende Gedanke, der sie durchgeistige und zu einem harmonischen Ganzen gliedre; Grün dagegen werde durch die Ideenassoziation bestimmt, und an diesem organischen Gebrechen leide fast jedes einzelne Bild; der Dichter sei abhängig von seiner Vorstellung, sei nicht so weit Herr über sie, sie in das richtige Maß zu fügen, das nicht nur zur Schönheit, sondern auch zur Deutlichkeit notwendig sei. Damit stehe auch die Abwesenheit aller Melodie in Zusammenhang. Seine Gedichte hätten keinen Fluß, weil sie ohne Elastizität der Gestaltung seien.

Grillparzer ist übrigens in einem spätern Gedichte an Anastafius Grün, das nicht in seinen Gedichten veröffentlicht wurde (Neue Freie Presse vom 15. September 1876) der Kampfnatur des Dichters doch gerecht geworden, denn er sagt dort:

So wie sie [nämlich die Auersperge] in fernen Tagen,  
 Als der Muselman gebräut,  
 Manche heiße Schlacht geschlagen  
 Und den Vaterherd befreit,  
 Ziert den Musenroß-Verittnen,  
 Ihren Sohn, der Kampf zumeist  
 Mit den Herz- und Geistbeschnittnen,  
 Den Ungläubgen an den Geist.

Die „Blätter der Liebe“ blieben in der revolutionären Aufregung der Zeit fast völlig unbeachtet. Der Dichter hat einzelne Stücke daraus später nach gehöriger Sichtung und Durcharbeitung in seine Gedichte von 1837 aufgenommen.

Einen festern Boden für seine Begabung fand er schon in seinem nächsten Werke, dem Romanzenkranze: „Der letzte Ritter,“ der noch in demselben Jahre wie die „Blätter der Liebe“ erschien und weit mehr Beachtung fand. Ein moderner „Teuerdank“ sollte das Werk sein. Wie seine erste Schöpfung, so war auch diese die Arbeit langer Jahre, ja sie reicht zum Teil noch in die Studienzeit zurück. So war zum Beispiel die Beschreibung des Maximiliandenkmals in der Innsbrucker Hofkirche und die Feier des Tiroler Freiheitskampfes gegen Frankreich schon 1829 fertig. Kaiser Maximilian der Erste, der kühne Jäger und spintifizierende, liebenswürdige Phantast, der alles Große wollte, es aber nie erreichte, war ein Romanzenheld, wie ihn Anastasius Grün gerade brauchen konnte. Der Stoff und die Zeit deuteten schon die Richtung an, die der Dichter später so bestimmt einschlug. Nicht nur der erzgepanzerte Held sollte der verweichlichten Gegenwart, dem „seidnen Zeitalter,“ als ein Musterbild entgegentreten, sondern die Zeit Maximilians schien auch der Zeit des Vormärz zu ähneln. Es war eine Zeit der Vorbereitung wie diese, eine Periode, in der alte, überlebte Formen mit neuen, nach fester Gestaltung ringenden schon im Kampfe lagen. Aus der Schlassheit und dem Dämmerzustande der Gegenwart wollte der Dichter seine Zeitgenossen aufrütteln, denn er klagt:

Träg unterm Baum des Lebens liegt unsrer Zeit Geschlecht,  
 Halb Schalksnarr und halb Weiser, halb König und halb Knecht;  
 Da liegt und schläft es reglos und scheint sich nur zu regen,  
 Um sich zur andern Seite zu neuem Schlaf zu legen.

Die Himmelstochter Begeisterung soll herabsteigen, um den „Unhold unsrer Zeit,“ das „schläfriglahme Scheusal, genannt Gleichgiltigkeit,“ zu bezwingen. Uhlands Kaufhebarthapsodien mochten den Dichter zu seinem Romanzenkranze angeregt haben. Wie dort, so findet sich auch hier, ja hier noch mehr, viel echter, anmutiger süddeutscher Humor, wie zum Beispiel in der Zeichnung des Hofnarren Kunz von Rosen, aus dem besonders des Dichters muntre Laune spricht. Zwar zeigt sich noch nichts von der eigentlichen Tagesparole, noch nichts von der leidenschaftlichen Sprache der freiheitsbegeisterten Zeit, aber der neue Geist regt doch auch hier schon die Schwingen, denn der sterbende letzte Ritter weist seinen Erben Karl von Gent auf die reformatorischen Gedanken hin, wenn er ihm zuruft:

Dich rufen andre Kämpfe, die Schwerter rosten ein,  
 Ein Kampf wirds der Gedanken, der Geist wird Kämpfer sein:  
 Ein schlichtes Mönchlein predigt zu Wittenberg im Dom,  
 Da bebt auf seinem Thronsiß der Mönche Fürst zu Rom.

Ein neuer Dom steigt herrlich in Deutschland dann empor,  
 Da wacht mit Lichteswaffen der heiligen Streiter Chor:  
 An seinen Pforten möge der Spruch der Weisen stehn:  
 Ist's Gottes Werk, wirds bleiben, wo nicht, selbst untergehn!

Am Altar weht ein Flämmchen, die Flamme wächst zur Glut,  
 Zur riesigen Feuerfäule, rotlobernd fast wie Blut!  
 O fürchte nicht die Flamme, hellprasselnd himmelan!  
 Ein himmlisch Feuer zündet kein irdisch Haus euch an.

Geläutert schwebt aus Gluten dann der Gedank ans Licht  
 Und schwingt sich zu den Sternen! O hemm im Flug ihn nicht!  
 Frei wie der Sonnenadler muß der Gedanke sein,  
 Dann fliegt er auch wie jener zu Licht und Sonn allein.

Wie ein neuer Posa rief der Dichter diese Worte im Jahre der Julirevolution dem Österreich zu, das wie ein andres Spanien von Gedankenfreiheit nichts wissen wollte. Zwar genügte der „Legte Ritter“ noch nicht den höchsten Anforderungen, die man an ein Kunstpos stellen muß; denn noch war die Komposition zu lose, und die epische Plastik litt unter der zu starken Neigung für das Allegorisieren. Mit Recht forderte darum schon sein Kritiker, Enk von der Burg, der Benediktiner von Mölk, in den Wiener Jahrbüchern für die historische Romanze epische Genauigkeit, erkannte aber doch auch an, daß Anastafius Grün das, was er geben wollte, so gegeben habe, daß er die höchste Anerkennung verdiene. Viele der einzelnen Romanzen zeigen in der Tat eine wohlthuende Wärme der Schilderung, und diese selbst verrät schon die Vorliebe für das später so vollendet ausgebildete humoristische Capriccio, das dem Dichter so vortrefflich „lag.“ Und vor allem weht in diesen Dichtungen ein Geist der Wahrheitsliebe, schwillt ein ernster Freiheitsdrang. Eine solche Sprache war in Österreich zu jener Zeit, zumal bei einem Gliede des deutschen Hochadels, etwas ganz neues und erregte deshalb ein nicht geringes Aufsehen. Wenn der Erfolg trotzdem nicht durchschlagend und bleibend war, so lag das vornehmlich in der Wahl des Stoffes; denn Kaiser Maximilian ist zwar eine ritterliche Erscheinung, entbehrt aber die kaiserliche Hoheit; er ist trotz der Martinswand und manchen andern Zügen nicht volkstümlich, sondern wirkt als Sonderling. Wegen der Metternichschen Zensurscherereien erschien das Werk bei Cotta in Stuttgart (in 9. Auflage 1881).

Wesentlich unpolitisch sind auch noch die „Gedichte der Periode von 1830/31.“ Auch hier ist noch nichts von politischer Anspielung zu merken. Der Dichter befinzt Gottes erhabne Schöpfung; er preist das Gebirge, die Bäume und die Büsche, das lichte Wiesengrün, verherrlicht den Sturm auf dem See und erzählt uns, wie er der Hypochondrie ledig geworden sei, und was die Elfen leiden — kurz, er behandelt tausenderlei Dinge, die mit der Politik gar nichts zu tun haben. Nur der Freiheit widmet er einmal einige Verse:

Guten Abend, schöne Dirne,  
 Ei, und bringst du Mösslein mir?  
 Eine Maid mit heitrer Stirne  
 Ist die Freiheit auch, gleich dir.

Ach, wann wird sie Rosen pflücken  
 Aller Welt, so wie du mir?  
 Wann die Welt ins Aug ihr bliden,  
 Ach, so gerne, wie ich dir?

Aber während Anastafius Grün bisher harmlos, fast konservativ aufzutreten schien, war der Geist der Julirevolution doch in ihm mächtig und trieb ihn zu einer neuen dichterischen Tat ganz anderer Art, die ihn mit einem Schlage auf den Gipfel seines nationalen Dichterruhms erhob. Völlig namenlos erschien 1831 in Hamburg bei Hoffmann und Campe ein Bändchen Gedichte unter dem harmlosen Titel: „Spaziergänge eines Wiener Poeten.“ Es war ein Bündel scharfgespitzter Pfeile, von denen jeder prachtvoll ins Schwarze traf. „Man war gewohnt, sagt Gottschall (Die deutsche Nationalliteratur in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, Bd. 3, S. 90), sich unter einem Wiener Poeten einen Blumauer, einen Castelli u. a. zu denken, und wenn ein solcher Poet spazieren ging, so brachte er einige humoristische Knallbonbons, einige poetische Reminiszenzen aus dem Prater oder irgendeine Romanze aus dem Lande ob der Enns mit nach Hause.“ Und nun vernahm man von einem Anonymus, der sich freilich nicht lange in Dunkelheit hüllen konnte, plötzlich etwas ganz neues, ungewohntes, eine „politische Bergpredigt,“ „ein majestätisches Gewitter des Geistes, das sich über der alten Kaiserstadt entlud, Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag, drohend, zündend.“ Demosthenes war wieder erstanden, freilich nur im lyrischen Gewande. Umland war das Werk gewidmet, dem schwäbischen Helden der Freiheit und des Rechts, dem der österreichische Dichter den entsprechenden Dank abstattete:

Jeder ficht mit eigner Wehre,  
 Priester kämpft mit dem Brevier,  
 Krieger mit dem Schwert und Speere,  
 Mit Gesang und Reimen wir.

In bequemen achtfüßigen Trochäen wurden hier mit schneidendem Witz und überlegener Kraft wuchtige Angriffe gerichtet, alle ad hominem, gegen den Mautkordon, die Niederträchtigkeit der verblödeten Zensur, die türkische Spionenriechelei, gegen Pfaffendummheit und Pfaffenbosheit, gegen den albernen Hochmut der Feudalen — kurz, um es mit einem Worte zu sagen, gegen die ganze unselige Regierungspuscherei Metternichscher Prägung. In einer begeisterten, oft hymnenartigen Sprache verherrlichte der Dichter die politische und die soziale Freiheit, indem er sich bald in ganz unerhört kühner Weise unmittelbar an die Gegenwart wandte, bald prophetischen Geistes Zukunftsbilder malte. „Freiheit ist die große Losung, deren Klang durchjauchzt die Welt,“ das war das Motto dieser lyrischen Kriegserklärung. Mit vollem Bewußtsein hatte sie der Dichter erlassen; er wollte seine Zeitgenossen zu einer geistigen Freiheitschlacht in Österreich begeistern, in Österreich, wo die Menschen unter dem Zwange des Passes, die literarischen Erzeugnisse unter dem der Zensur standen, und wo die ganze deutsche Literatur eigentlich verboten war. Und doch war die Tonart in diesen „Spaziergängen“ nicht eigentlich revolutionär; nur „der heitre Sieg des Lichts“ sollte erfochten werden, denn Anastafius Grün war bei aller freiheitlichen und fortschrittlichen Gesinnung jedem gewaltfamen Vorgehn abgeneigt. „Das Licht, schrieb er in einem Briefe an S. Brunner, nicht der Brand! Die Bewegung, nicht der Sturm! Der Bau, nicht die Zerstörung!“ (Nord und Süd, September 1877, S. 396.) Dieselbe

Auffassung zeigt er auch noch an andern Stellen. So zum Beispiel sagt er in den „Spaziergängen“:

Nicht das Schwert sei unsre Waffe, nein, das Wort, Licht und Gesetz!  
Denn der fröhlich heitre Sieger ist der schönste Sieger stets!

Und auch der Anfang seines „Bundesliedes“ in den Gedichten führt denselben Gedanken aus:

Nicht mit Spieken, Mörfern, Stangen  
Zieh'n wir in den heiligen Streit;  
Mag nach solchen Waffen lang'n,  
Wer nicht bessere hält bereit.

Die „Spaziergänge“ fanden fast überall eine begeisterte Aufnahme; denn das Herz des fünfundzwanzigjährigen Dichters schlug mit dem des Volkes für die Freiheit der Bewegung, des Wortes und des Glaubens. Das Buch war wie eine heilsame Arznei, die die von der Lethargie gebundenen Lebensgeister befreite, es klang darin wie lachenhaftes Jubilieren, wie die Verkündigung einer frohen Botschaft von der Erlösung aus dumpfem Druck. Die durchaus künstlerische und von den höchsten Ideen getragne Art gewann dem Dichter die Zuneigung aller wahren Freunde der Menschheit und der Freiheit, auch über die schwarzgelben Grenzpfähle hinaus, im deutschen Vaterlande, „draußen im Reich,“ wie man damals sagte. „In der Wärme dieser neuen Lieder, sagt Wolfgang Menzel, spürte man den Einfluß der Juliussonne in Paris.“ Sie waren die „Musik der Zukunft,“ in denen nicht die Klage, sondern die Hoffnung überwiegt, und die ein freudiger und mutiger Ton durchzieht. Österreich, sagt derselbe Kritiker, habe nie einen bessern Sänger gehabt, einen bessern lyrischen Sänger gewiß nicht; höchstens sei ihm Walter von der Vogelweide in seinen Liedern an Kaiser und Papst an die Seite zu stellen. In vielen Gedichten der „Spaziergänge“ zeigt sich eine treffliche Anschaulichkeit, männliche Kraft und echte Stimmung, namentlich in denen, die dem Andenken Kaiser Josephs und andern lichten Bildern der österreichischen Geschichte gelten. Aber sie alle, obwohl sie nicht hohle Phrasen und leere Abstraktionen boten, sondern aus dem Leben hervorgegangen waren, hatten doch das Schicksal, das politische Gedichte eben haben, von denen ganz besonders das Wort gilt: habent sua fata libelli. Heute unter dem Einflusse der Stimmungen des Tages im Begeisterungstürme hochgepriesen, sind sie morgen, wenn die Bewegung abgeflaut ist, vergessen. Die Wirkung der „Spaziergänge“ wurde durch sein späteres dichterisches Schaffen kaum noch überboten. Es wäre deshalb nicht eben wunderbar gewesen, wenn sich der junge Dichter vom Erfolge hätte berauschen lassen. Davor jedoch bewahrte ihn die glückliche Anlage seiner Natur; er war ein stiller Sinner, ein ruhmstcheuer Poet; alle Poeteneitelkeit lag ihm fern.

(Schluß folgt)

